newsletter
Behindertenpolitik
49
Sept. 2012

Eingeschränkte Leistungen der Pflegeversicherung im europäischen Ausland sind rechtmäßig

Etwas verspätet, aber es stellt sich immer wieder und besonders zur Reise und Urlaubszeit für Behinderte die Frage, ob sie zumindest im europäischen Ausland die Leistungen der Pflegeversicherung für die Dauer ihres Urlaubs beanspruchen können.
Grundsätzlich gilt, dass die Leistungen der Pflegeversicherung bei Reisen in das europäische Ausland nach §34 I SGB XI ruhen sollen. Die Folge: Ansprüche aus der Pflegeversicherung entstehen erst wieder bei der Rückkehr nach Deutschland. Eine Ausnahme von diesem Grundsatz soll für das Pflegegeld beziehungsweise die Sachleistungen nach den §§ 37 und 38 SGB XI gelten. Für den Zeitraum von 6 Wochen werden diese Leistungen im Ausland gewährt. In Europa, den Vertragsstaaten des europäischen Wirtschaftsraums und der Schweiz sollen die so eben genannten Leistungen nicht ruhen. Diese Handhabung wurde zu recht skeptisch betrachtet, da sie gegen die europäische Dienstleistungsfreiheit verstoßen könnte. D.h. Jeder Anbieter soll seine Leistungen und Waren überall in Europa ohne Handlungsbeschränkungen vermarkten können.
Denn wer sich im europäischen Ausland aufhält muss einkalkulieren, ▶

Die Ordnung des Diskurses

„Ich setze voraus, dass in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird“.
Mit dieser ganz allgemeinen These beschreibt der französische Philosoph Michel Foucault das Sprechen und Schreiben über unterschiedlichste Dinge. Es gibt Diskurse der Wissenschaft, der Politik, der Wirtschaft und aller anderen Bereiche der Gesellschaft. Nicht jedeR darf sprechen oder schreiben. In der Politik sind es zum Beispiel Personen in Regierungsämtern, deren Worten in der Öffentlichkeit besonderes Gewicht beigemessen wird.
Eine bedeutende Funktion zur Organisierung der Diskurse haben die Medien und JournalistInnen. Was berichten sie, was nicht; und wie werden Themen dem Publikum präsentiert? Behinderung zum Beispiel: Wer kennt nicht Klischees der Berichterstattung wie „an den Rollstuhl gefesselt sein“. Dieser Ordnung des Behindertendiskurses wirkt das Internetportal „Leidmedien“ entgegen. Es bietet in solchen Fällen Medienschaffenden Handreichungen über eine Berichterstattung im Sinne behinderter Menschen an. Mehr dazu berichtet Erika Feyerabend auf ▶ **S. 2**.
Wenn es auf der einen Seite jene gibt, die als Sprechende und Schreibende den Diskurs bestimmen, so muss es auf der anderen Seite solche geben, die zum Schweigen verurteilt sind. Dazu gehören Menschen mit Behinderungen und ihre Angehörigen, die nicht aus Deutschland stammen. Seyedeh Manijeh Hashemi vermittelt uns einen Eindruck von ihrem Leben mit einem autistischen Kind (▶ **S. 4**).
Diskurse, so sagt uns Michel Foucault, sind dynamisch. Die Deutungen, die einmal wichtig waren, treten in den Hintergrund oder verschwinden sogar. Ehemals Außenstehende treten in das Zentrum der Aufmerksamkeit und beeinflussen oder bestimmen gar den Diskurs. Die Geschichte des Behindertensports ist ein Beispiel dafür, wie das vormals verborgene Versehrtenturnen sich gewandelt und das heute bestehende Behindertenbild mitgeprägt hat. Volker van der Locht rezensiert dazu ein Buch über die Geschichte des Deutschen Behindertensportverbandes auf ▶ **S. 5**.
Mögen die Beiträge des newsletters die Kontrolle des offiziösen Behindertendiskurses unterlaufen. In diesem Sinne wünschen wir den Leserinnen und Leser eine aufmerksame Lektüre.

Für die Redaktion
Volker van der Locht

dass er außer den Leistung nach §§ 37 und §38 nur eingeschränkte Leistungen aus der Pflegeversicherung erhält. So werden z.B. im Ausland Miete für Hilfsmittel nicht ersetzt. Die Europäsche Kommission hatte sich um Rechtssicherheit bemüht und gegen diese Regelung geklagt. Alle Leistungen der Pflegeversicherung wie z.B. Bereitstellung von Pflegehilfsmittel sollen in ganz Europa beansprucht werden können. Die Generalanwältin des Europäischen Gerichtshofs widerspricht dieser Auffassung. Zum einen hält sie den gerügten Verstoß für nicht ausreichend von der Kommission begründet, zum anderen vertritt der Gerichtshof die Ansicht, dass wer pflegebedürftig sei und sich im europäischen Ausland aufhält, dies auf eigenes Risiko tue.

Der Ansicht der europäischen Kommission ist an dieser Stelle zuzustimmen, weil der Bedarf, der vom Medizinischen Dienst der Krankenkassen festgestellt wurde, auch bei einem Auslandsaufenthalt fortbesteht. Die bisherige Handhabung schränkt die Fortbewegungs- und Reisefreiheit Pflegebedürftiger, aber auch die Dienstleistungsfreiheit der Leistungserbringer wesentlich ein.

(Az.: C-562/10).

Christian Winter, Heidelberg

Lust zu schreiben?

- **interessante Reportagen**
- **Erfahrungsberichte**
- **kompetente Analysen**
- **spitze Kommentare**
- **anregende Rezensionen und Kritiken**

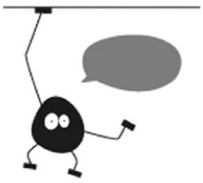
... oder sonst etwas aus der Welt behinderter Menschen

Der/Die melde sich:

newsletter Behindertenpolitik
Volker van der Locht
Finefraustr. 19
45134 Essen
Tel. 0201/4309255
E-Mail:volkervanderlocht@t-online.de

Eine ganz tolle Idee

Leidmedien.de



Eine Blinde Kuh trifft die Taube Nuss.„Hä?“ fragte die Taube Nuss, sie hatte das akustisch nicht so ganz verstanden. „Na, das sieht doch ein Blinder mit nem Krückstock!“ meinte die Blinde Kuh und machte ungeduldig tak-tak-tak mit ihrem Blindenstock auf dem Boden. Und dachte bei sich: „Manchmal ist sie eine ganz schön lahme Ente, die Taube Nuss“. „Nimm doch mal das Wort blind“, sagte die Blinde Kuh, die ganz großen Gefühle sind angeblich blind – Liebe, Hass, Wut, dann gibt's das blinde Vertrauen...“

So lustig versucht Rebecca Mascos für Sprache zu sensibilisieren, die das Zeug hat, Menschen mit Behinderungen zu diskriminieren. Die freie Journalistin und Psychologin hat mit anderen, behinderten und nicht behinderten Medienschaffenden das neue Internetportal „Leidmedien.de“ geschaffen. Diese Metaphern kennen wir alle – nur oft genug machen wir uns keine Gedanken darüber, welche abwertenden Klischees damit am Leben gehalten werden.

Streifzug durch die behindernde Sprache

Und wer kennt sie nicht, diese gängigen Sprachbilder und Floskeln: „Er ist an den Rollstuhl gefesselt“, „Sie meistert ihr Schicksal trotz Behinderung“ oder „Er führt ein Leben in absoluter Dunkelheit“. Wer auf die homepage **http://leidmedien.de** geht, wird in Bild und Wort mit solchen Darstellungen konfrontiert. Allerdings nicht belehrend. Die MacherInnen wollen keine neuen Dogmen über „richtige Sprache aufstellen, sondern sensibilisieren, Ideen und Anregungen geben“.

Angesprochen sind vor allem Medienschaffende. Sie schaffen ja Wirklichkeiten. Sie prägen nicht unerheblich, welche Phantasien, Urteile und Vorurteile über Behinderung in dieser Gesellschaft vorherrschen. Das betrifft uns alle. Deshalb lohnt sich für jede und jeden ein Besuch auf der barrierenfreien Internetseite, ob mit und ohne Beeinträchtigung lebend und in welchem Beruf oder Ausbildungsgang auch immer beheimatet.

Besondersgewinnbringend ist das Projekt aber für JournalistInnen. Denn hier geht es sehr lebens- bzw. berufspraktisch zu. Erfrischend wenig belehrend und kaum pädagogisch kann man sich hier „Tipps für Berichterstattung ohne Klischees“ abholen.

Keine Angst vor Fehltritten, ist das Motto der Redaktion: „Wir freuen uns über alle Journalistinnen und Journalisten, die über Menschen mit Behinderungen berichten – und dabei auch in Kauf nehmen, mal eine unpassende Formulierung zu verwenden“. Wer vor lauter – eher abstrakter – Inklusionsbeschwörung sich möglicherweise gar nicht mehr traut den Mund aufzumachen, kann die Seiten FAQs besuchen, sich für die Recherche Ideen und „Themenvorschläge“ oder in beruhigender Distanz die Fehler (aber auch die gelungenen Berichte) der anderen KollegInnen ansehen.

Über Mitleidstorys, Helden und „Trotzdem-Menschen“

All das bleibt aber nicht episodenhaft. Es gibt erkenntnisförderliche Kriterien für gute Berichte. Sie zeichnen sich darüber aus, dass nicht *über* behinderte Menschen gesprochen wird, oder mit ihren Stellvertretern, sondern dass sie selbst zu Wort kommen. Wer keine „Freakshow“ oder „Mitleidstory“ will, tut gut daran, die Anliegen, Projekte, Ideen dieser Menschen ernst zu nehmen und nicht in erster Linie ihre Behinderung zum Thema zu machen. Und wenn Behinderung ein Thema werden soll, dann bitte unter Berücksichtigung der sozialen und politischen Aspekten: Welche Barrieren sehen die Interviewten? Wo liegen die sozialen Benachteiligungen? Und was könnten wir alle dazu gewinnen, wenn es Rampen und Fahrstühle für ältere Menschen und Eltern mit kleinen Kindern gibt? Und wie kann, möglichst neutral und sachlich über die Beeinträchtigungen gesprochen und geschrieben werden. Zum Beispiel hört es sich doch ganz anders an, mit einem Rollstuhl unterwegs statt „gefesselt“ zu sein. „Falls Sie doch mal einen Menschen treffen sollten, der an den Rollstuhl gefesselt ist – binden Sie ihn sofort los!“

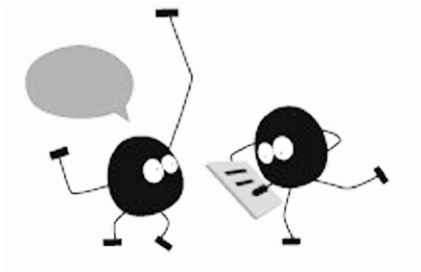
Gut gemeint ist oftmals genau das Gegenteil. Bei den „Negativ-Beispielen“ fällt auf, dass es nicht nur diskriminierende Darstellungen gibt, wenn vor allem „Defizite“ und „Nicht-Können“ im Zentrum stehen. Berichte, die behinderte Menschen nur als passive und hilflose Wesen inszenieren, sind mittlerweile (hoffentlich) auch ungeübten LeserInnen suspekt. Es sollte mittlerweile bekannt sein, dass auch sie weitere Eigenschaften, Leidenschaften und Alltagsfreuden haben. Schwieriger wird es schon, wenn die „tapferen Helden dennoch ihr Leben meistern“ oder ihnen ihr „besonderer Lebensmut“ attestiert wird. Erstens: Was ist, wenn sie – wie manchen nicht behinderten auch – mal die Lebensfreude verlässt? Zweitens: Alltägliches wie einkaufen, arbeiten oder ins Kino gehen ist nicht vor allem eine Leistung, sondern eine Frage der Organisation und das muss gar nicht heldenhaft oder tapfer sein. Drittens: Es sollte mehr und mehr selbstverständlich werden, dass Behinderte etwas tun, nicht „trotz oder wegen, sondern *mit* ihrer Behinderung“.

Ein Plädoyer für behinderte JournalistInnen

Ganz praktisch können sich Medienschaffende Kontaktadressen von Organisationen anschauen, in denen behinderte Menschen aktiv sind. Berücksichtigt wird auch die Angst vor der konkreten Begegnung. Worauf sollte ich achten, wenn ich eine Frau befragen will, die im Rollstuhl unterwegs ist? Ganz einfach mal auf die online-Landkarte mit rollstuhlgerechten Orten schauen (wheelmap.org). Oder daran denken, dass schwerhörige Menschen geräuscharme Räume brauchen und überhaupt jede/r seinen Mitmenschen auf Augenhöhe begegnen möchte – ganz real, aber auch sprachlich und symbolisch. Alle Unsicherheiten sind nie zu beseitigen. Der beste Tipp ist immer noch: Einfach fragen, welche Themen, Verhaltens- oder Sprechweisen angenehm und wünschenswert sind.

Unter der Rubrik „Gastbeiträge“ erfahren wir, dass es behinderte Medienschaffende gibt, im Ausland. Cerri Burnell moderiert im BBC das Kinderprogramm seit Jahren. Anfänglich fand das Publikum, das dies eine Zumutung sei, aber der Sender stand zu seiner Mitarbeiterin. Im südkoreanischen Staatsfernsehen präsentiert Lee Tschang Hoon die Nachrichten, indem er von einem deutlich sichtbaren Lesegerät für Blindenschrift abliest. Hierzulande gibt es mehr Bedenken und Barrieren. Dabei wären besonders für die Themen Gleichstellung, Behindertenpolitik und Bioethik die Perspektiven behinderter JournalistInnen wichtig und geradezu unerlässlich.

Die Redaktion mit zum Beispiel der freien Journalistin Rebecca Maskos, die Rollstuhl fährt, Raul Krauthausen, Gründer des Unternehmens „Sozialhelden“, GastautorInnen wie dem Blogger Heiko Kunert, Geschäftsführer beim Blinden und Sehbehindertenverein Hamburg, die Paraolympionikin Christiane Reppert oder die rollstuhlfahrenden Journalistin Christina Link, die in London arbeitet, sie zeigen, wie wichtig, witzig und lehrreich diese Perspektive sein kann. Die nicht behinderten Kolleginnen (z.B. Komunikationsberaterin Anette Schwindt oder Andi Weiland, Pressesprecher bei Sozialhelden) ermuntern dazu, dass auch aus „Normalperspektive“ eine engagierte Berichterstattung auf Augenhöhe erlernbar und erfahrbar ist.



Erika Feyerabend, Essen

Leidmedien.de
Über Menschen mit Behinderungen berichten

Leben mit einem autistischen Kind

Ich berichte über mein eigenes Leben mit meinem kleinen Sohn, der aufgrund seiner Lebenslage (Frühkindlicher Autismus mit geistiger Behinderung) auf meine permanente Hilfe angewiesen ist. Er ist 6 Jahre alt. Armin besucht zurzeit die Förderschule in Düsseldorf. Vor vier Jahren war seine Diagnose für mich wie ein Schock und Entsetzen. Ich hatte noch nie etwas über Autismus gehört und musste jedes Mal die Berichte mit gravierender Terminologie mit Begriffen aus dem Internet übersetzen.

Als eine Mutter mit Migrationshintergrund und damit verbundenen Sprachbarrieren fühle ich mich hilflos. Beispielsweise habe ich große Probleme bei Behördengängen. Es passiert sehr häufig, dass aus den Unterhaltungen in Ämtern, bei Ärzten oder Therapeuten massive Missverständnisse entstehen und den Hintergrund für Konflikte bilden.

Armin hat einen 18jährigen Bruder. Er sagte: wenn mein kleine Bruder sprechen könnte, könnte ich mehr mit ihm unternehmen. Trotz der jetzigen Situation verbringe ich sehr viel Zeit mit ihm.

Aufgrund von Armins Zustand und seinen Problemen habe ich den Weg eines Studiums eingeschlagen, um meine Lebenssituation zu verbessern. Als Mutter und gleichzeitige Pflegeperson möchte ich betonen, dass die Pflegeangelegenheiten sehr viel Zeit und Energie benötigen. Deshalb studiere ich sehr eingeschränkt. Die Zeiten, in denen Armin in der Schule ist, kann ich an der Fachhochschule verbringen. Dort habe ich die Gelegenheit, die Bücher in der Bibliothek zu lesen, weil ich zu Hause keine Zeit für mich habe.

Es ist nicht leicht, einen Betreuungsplatz zu finden, wenn ich am Nachmittag an der Fachhochschule sein soll. Bevor das Semester beginnt, kümmere ich mich darum, jemanden als Ersatzpflegeperson zu engagieren. Trotzdem fällt sehr oft die Ersatzpflegeperson aus verschiedenen Gründen aus.

Es gab Tage, in denen Armin im Krankenhausbett liegen musste, und ich musste auch bei ihm bleiben. Solche Zeiten sind besonders belastend, und ich habe das Gefühl, dass ich keine Kraft mehr habe. Es kommen die Tage und sie vergehen, in denen ich kein Wort mit jemandem gewechselt habe. Ja, ich lebe unter menschlicher Isolation. Keine Angehörigen, keine Bekannten in einem fremden Land .

Ich stehe früh auf, um mein Kind für den abholenden Bus fertig zu machen. Die Aufgaben, die mit meinem Kind zusammenhängen, nehmen viel Zeit in Anspruch, sodass ich insgesamt wenig Zeit für die anfallenden Aufgaben im Haushalt habe.

Ich bin alleinerziehende Mutter mit zwei Kindern und benötige eine regelmäßige Unterstützung, aber aufgrund finanzieller Engpässe muss ich darauf verzichten. Man merkt halt, dass man irgendwo selbe Defizite hat, die Konzentration lässt nach. Die Pläne wie Kinobesuche oder ein Abend raus zu gehen, ist bei mir kaum vorstellbar. Das ist eine Belastung ohne Ende, wenn ich nur auf die Uhr achten muss, da ich rechtzeitig zu Hause sein muss.

Wenn ich mit meinem Sohn auf einen Spielplatz gehe, wird er angestarrt. Mir tut es unheimlich weh, dass er nicht sprechen kann. Manchmal, während ich schlafe, träume ich davon, dass er sich mit mir unterhält. Doch leider ist es nur ein Traum gewesen. Die Zeit, die ich alleine ohne ihn verbringe, ist unerträglich. Trotzt aller Schwierigkeiten bereichert seine Liebe mein Leben. Ich bin die glücklichste Mutter auf der Welt, wenn er mich mühsam umarmt.

Mein Leben mit einem schwerstbehinderten Kind bringt viele Erschwernisse, aber seine besondere Art erlebe ich auch als Bereicherung meines Lebens. Ich konnte durch seine Behinderung einige Wertvorstellung in meinem Leben neu ordnen und sie mit der Zeit als positives Ereignis für mein weiteres Leben werten. Ich empfinde meinen kleinen Sohn als Glücksquelle. Für diese Erfahrung bin ich ihm sehr dankbar.

Seyedeh Manijeh Hashemi, Düsseldorf

Die besorgte Mutter

Es ist Sonnenuntergang. Die Kammer ist warm und das Fenster ist offen. Es weht eine leichte Brise. Die Mutter hat ein krankes Kind. Die Sonne küsst das Gesicht des kranken Kindes, bevor sie untergeht. Das Kind erblickt den Himmel, als möchte es dorthin fliehen. Die besorgte Mutter sitzt neben dem Kind, grübelt und erzählt leise zum Kind:

Mein Kind, das Leben hat Höhen und Tiefen. Ohne dich wurde mein Leben in Trauer versinken. Du bringst Freude mit dir. Du kannst kein Wort sprechen, aber der Klang deiner schwachen Schritte ist in meinen Ohren wie Poesie der Hoffnung. Deine Existenz gibt mir die Kraft, um mich fort zu bewegen. Mit deinem schönen Blick redest du mit mir. Du machst mich glücklich. Falls das Schicksal Feuer an die Ernte meines Lebens legt, soll sie brennen. Ohne dich ist sie nicht einen Strohhalm wert. Jeder schöne gute Moment, der sich ereignet, sehe ich als Gewinn an, niemand hat Wissen darüber, was am Ende des Ganzen sein wird. Das kranke Kind schläft und die Mutter grübelt weiter...

Seyedeh Manijeh Hashemi
Die Autorin kommt aus dem Iran und lebt seit zehn Jahren in Deutschland.

Buchbesprechung

Vom „Versehrtenturnen“ zum Deutschen Behindertensportverband

Ein ereignisreicher Sommer des Sports liegt nun hinter uns. Zuerst kam die Fußball-Europameisterschaft in Polen/Ukraine, dann die Olympischen Sommerspiele in London. und schließlich die Paralympics für Menschen mit Behinderung. Es ist wenig über die Entstehungsgeschichte dieser letztgenannten Spiele bekannt, und es lohnt ein Blick zurück. Anlässlich des sechzigsten Geburtstages des organisierten Behindertensports in der Bundesrepublik hat Bernd Wedemeyer-Kolwe im letzten Jahr ein Buch veröffentlicht, in dem berichtet wird vom: „Vom ‚Versehrtenturnen’ zum Deutschen Behindertensportverband (DBS). Eine Geschichte des Deutschen Behindertensports“.

Es geht in dieser Veröffentlichung nicht um eine umfassende Darstellung der Historie sportlicher Aktivitäten behinderter Menschen in Deutschland. Zum einen liegt das an der schwierigen Quellenlage, zum anderen gibt es bis heute keine umfassenderen unabhängigen Darstellungen zum Behindertensport, die den Stil von Festschriften und Selbstdarstellungen überschreiteten.

Die lückenhafte Materialbasis spiegelt sich auch im Umfang der einzelnen Kapitel. Obwohl der Sport für Menschen mit Behinderung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vergleichbar lang existiert wie für Nichtbehinderte, umfasst das erste Kapitel über die Zeit vom Kaiserreich bis zum Ende der NS-Diktatur nur knapp vierzig des gut 300 Seiten starken Buches. Dieser „Vorgeschichte“ folgen die beiden Hauptkapitel in der Bundesrepublik und der Deutschen Demokratischen Republik bis zur Wiedervereinigung. Der abschließende Abschnitt skizziert die weitere Entwicklung im vereinigten Deutschland und versucht einige Ausblicke in die Zukunft des Behindertensports vor dem Hintergrund aktuellerer gesellschaftlicher und technischer Entwicklungen.

Die Publikation füllt im wahrsten Sinne des Wortes eine Leerstelle in den Darstellungen zum Behindertenwesen. Facettenreich werden unterschiedliche Ebenen der Verbands- und Personengeschichte verknüpft. Unterschieden wird nach den verschiedenen Behinderungsarten, Kriegsversehrten und Zivilbehinderten, Männern und Frauen, Kindern und Erwachsenen. Es zeigen sich auch hier die schon vielfach festgestellten gesellschaftlichen Hierarchisierungsmuster wie etwa von „leistungsfähigen“ und „weniger-leistungsfähigen“ Behinderten. Erwähnt seien hier besonders die Menschen mit geistigen Behinderungen. Sie hatten es nicht nur in West- und Ostdeutschland besonders schwer, Zugang zu den Sportorganisationen zu bekommen, bezogen auf die Entstehungszusammenhänge der Behindertenolympiade galt dies auch in den internationalen Sportzusammenhängen.

Ein zentraler Bestandteil der Hauptkapitel besteht in der Organisationsgeschichte der Sportvereine seit 1945. Hier wird dezidiert und getrennt für die einzelnen Behinderungsarten auf die Entwicklung der Verbände auf gesamtstaatlicher Ebene und in den einzelnen Bundesländern eingegangen. Letzteres wirkt mitunter etwas langatmig und macht es manchmal schwer, die Rollen der Funktionäre und ihre Verflechtungen mit Repräsentanten aus Politik und Gesellschaft nachzuvollziehen. Da es jedoch bisher nichts Vergleichbares zur Thematik gibt, schafft die Arbeit eine erste und wichtige Grundlage, um für einzelne Orte oder Bundesländer genauer nachzuforschen. Hier vermisst man jedoch ein Register, das es den an Sportgeschichte Interessierten erleichtert hätte, gezielt auf einzelne Personen oder Vereine zuzugreifen.

▶ **Fortsetzung S.7**

13. August 1942: Die „Euthanasie“-Anstalt Hadamar nimmt Massentötungen wieder auf

Die hessische Anstalt Hadamar bei Limburg an der Lahn war während der so genannten „Erwachsenene-neuthanasie“ „Aktion T4“ eines der sechs Mordzentren gewesen. Bis zum Ende dieser Mordphase im August 1941 ließen dort etwas mehr als 10.000 Menschen ihr Leben. Danach wurde das Töten nicht gänzlich eingestellt, Massentransporte hingegen gingen dorthin zunächst nicht mehr.

Erst gut ein Jahr später, am 13. August 1942, erweiterten die Vernichtungsstrategen ihre Tätigkeit wieder mittels Deportationen. An diesem Tag kamen in Hadamar die ersten 53 Personen aus Bremen an. Bis zum März 1945 sollten es 4.817 werden. Die meisten wurden dort getötet.

Den Hintergrund der neuen Deportationswelle bildete eine Umstrukturierung des Gesundheitswesens. Bereits am 28. Juli 1942 hatte Hitler seinen Leibarzt Karl Brandt zum „Bevollmächtigten für das Sanitäts- und Gesundheitswesen“ bestellt. Er war zuständig für Sonderaufgaben bei der Verteilung von Ärzten, Krankenhäusern und Medikamenten auf dem militärischen und zivilen Sektor. Im August des Jahres folgte eine Anfrage des Reichsbeauftragten für die Heil- und Pflegeanstalten Herbert Linden an die nachgeordneten Landes- und Provinzialbehörden. Er wollte wissen, welche Heil- und Pflegeanstalten im Einzugsbereich luftgefährdeter Gebiete im Katastrophenfall geräumt werden könnten. Teils sollte durch dichtere Belegung in den Einrichtungen selbst, teils durch Verlegungen innerhalb eines Landes und schließlich durch Deportationen außerhalb Anstaltsraum zur Unterbringung von Bombenkriegsopfern gewonnen werden.

Diese Maßnahmen stellten eine Reaktion auf die verschärften Luftangriffe der Alliierten dar. Bereits in der Nacht vom 30./31. Mai 1942 hatte die Stadt Köln einen schweren Bombenangriff der britischen Luftwaffe erleben müssen. 3.300 Gebäude waren total zerstört, 2.090 schwer und 7.818 leicht beschädigt. 45.000 Menschen waren obdachlos, 469 tot und 5.027 verletzt.

Damit waren Schäden in einer Größenordnung wie nie zuvor entstanden, und die Machthaber in Deutschland erkannten die Notwendigkeit neuer Krankenhauskapazitäten. Der Landesrat der rheinischen Provinzialverwaltung, vergleichbar dem heutigen Landschaftsverband Rheinland, Prof. Creutz, berichtete in einer Konferenz im Gesundheitsamt Opladen am 31. Juli, er habe nach der „Katastrophe von Köln“ der dortigen Gesundheitsverwaltung 500 Betten der Provinzialheil- und Pflegeanstalt Düren zur Verfügung gestellt. Darüber hinaus sei beabsichtigt, die katholische Heil- und Pflegeanstalt für Frauen Kloster Hoven bei Zülpich zu räumen.

Diese Pläne befanden sich schon in der Phase der Umsetzung. Bereits einen Tag vor der Konferenz, am 30. Juli, sandte die Gemeinnützige Krankentransportgesellschaft, die Transportorganisation der Berliner Tötungszentrale, der Anstaltsdirektion ein Schreiben, in dem der Transport von 400 Patientinnen mit Zielort Hadamar angekündigt wurde. Angesichts der Tötungsfunktion der Anstalt bis 1941 schöpfte Creutz den Verdacht, dass wieder Menschen ermordet würden. Unmittelbar nach der Konferenz reiste er Anfang August nach Hadamar, um die Einrichtung zu inspizieren. Doch seine Vermutung fand keine Bestätigung. Bei der Besichtigung waren keine Mordeinrichtungen wie Gaskammer und Krematorium sichtbar. Zudem traf Creutz Kranke, die vorher in rheinischen Anstalten untergebracht waren. Das Misstrauen war jedoch gerechtfertigt. Schon kurz nach der Ankunft der Frauen aus Kloster Hoven in Hadamar am 18. August erhielten Angehörige vermehrt Todesnachrichten. Sie setzten auch die Verantwortlichen im Rheinland davon in Kenntnis, worauf der leitende Anstaltsarzt in Kloster Hoven berichte:

„Als wir in den ersten Wochen nach der Überführung in einer ganzen Zahl von Fällen durch Angehörige von dem Tod Kranker unterrichtet wurden, stellte unser Hausgeistlicher am 7. und 8. Oktober 1942 in persönlicher Fühlungnahme mit dem Dekan von Hadamar fest, dass die Sterbeziffer in der Tat überraschend hoch war. Allein für die Zeit vom 13. bis 26. Sept.

waren auf der öffentlichen Tafel des Rathauses in Hadamar 43 unserer nach Hadamar überführten Kranken als verstorben bezeichnet."

Noch im Oktober reagierte Anstaltsdirektor Adolf Wahlmann auf eine Anfrage der rheinischen Provinzialverwaltung. Zynisch beschrieb er den schlechten Gesundheitszustand des „Krankenmaterials". Es sei für ihn daher nicht verwunderlich, dass von den 368 verlegten Frauen bereits 93, mehr als ein Viertel, gestorben seien. Offen bekundete er seine Ablehnung, den geschwächten Menschen zu helfen:

„Ich kann es aber mit meiner nationalsozialistischen Einstellung nicht vereinbaren, irgend welche medizinischen Maßnahmen anzuwenden, seien sie medikamentöser oder sonstiger Art, damit das Leben dieser für die menschliche Gesellschaft vollkommen ausfallenden Individuen verlängert wird..."

Wahlmann erwähnte jedoch nicht, dass der verheerende gesundheitliche Zustand der Kranken bewusst erzeugt worden war. Denn anders als in der ersten Mordphase kamen die Kranken nicht durch Gas um – hier hatte sich Creutz bei seiner Besichtigung nicht getäuscht. Seit Sommer 1942 wurde der Tod mittels Verhungern und unter Beigabe von Medikamenten herbeigeführt. Dass die Direktion in Hadamar gezielt mit diesen Methoden morden ließ, belegt ihr Verzicht auf zwei Drittel der ihr zustehenden Fleischrationen und ein Drittel der Buttermengen. Gleichzeitig forderte sie eine Verdoppelung der Rationen für Nährmittel und Teigwaren. Für die Anstaltsbewohner bedeutete dies eine Reduktion des Fett- und Eiweißgehalts bei gleichzeitiger Erhöhung der billigeren kohlehydratreicher Nahrung. Zwar wurde der Hunger dadurch kurzfristig gestillt, aber über einen längeren Zeitraum zeitigte die einseitige Kost Mangelkrankheiten. Hungerödeme waren folglich an der Tagesordnung.

Die Situation der Unterernährung führte zu einer Verringerung der Widerstandskraft, sodass bei den Kranken ansonsten harmlose Krankheiten wie grippale Infekte einen lebensgefährlichen Verlauf nehmen konnten. Nun genügten nur noch geringe Medikamentendosen, nicht um zu heilen, sondern um die Geschwächten zu töten. Der in Hadamar tätige Verwaltungsinspekteur Alfons Klein brüstete sich damit, dass er bei den Aufwendungen für Medikamente 20.000 Reichsmark eingespart hatte.

Rund 3.000 Sterbefälle verzeichnete die Patientenstatistik in Hadamar während der zweiten Deportationswelle von August 1942 bis März 1945. Das waren durchschnittlich etwa 150 im Monat. Bezogen auf eine Belegungszahl von 400 bis 550 Kranken in dieser Zeit, starb monatlich ein Viertel bis ein Drittel der Menschen.

Das Landgericht Frankfurt verurteilte Adolf Wahlmann im März 1947 im Hadamar-Prozess wegen Mordes in mindestens 900 Fällen zum Tode. Vollstreckt wurde das Urteil nicht. Im Dezember 1952 erfolgte seine Haftentlassung. Anders als die ihm anvertrauten Kranken wurde Wahlmann recht alt. Er starb vier Jahr später mit fast 80 Jahren.

Volker van der Locht, Essen

Fortsetzung von S.5

An dieser Stelle darf auch der schon fast übliche Hinweis in Bezug auf die Zeit des Nationalsozialismus nicht fehlen. Auch Funktionsträger des Behindertensports der beiden Nachkriegsgesellschaften in Deutschland hatten ihre Karrieren vor 1945 unter anderem in der Wehrmacht oder SS begonnen: im Westen mehr, im Osten weniger. Hier gibt es sicher noch weiteren Forschungsbedarf. Gleichwohl bilden die vorgestellten Personengeschichten schon jetzt eine wichtige Ergänzung zu den bisherigen biographischen Lexika der Zeit.

Bernd Wedemeyer-Kolwe rekonstruiert in seiner Untersuchung die diversen Ursprünge des heutigen Behindertensports. Sie reichen vom „therapeutischen" Turnen bis zum Breiten- und Leistungssport, die in den unterschiedlichen Phasen und politischen Systemen/Gesellschaften jeweils anders gewichtet wurden. Oft zerfließen hier die Grenzen zwischen behindert-nichtbehindert, selbst- und fremdbestimmt. Das betrifft schon das so genannte therapeutische Turnen. Es begann als körperlich-seelische Anpassung in den diversen Behindertenanstalten für behinderte Kinder und Jugendliche und wurde dann nach den beiden Weltkriegen auf erwachsene Kriegsversehrte ausgedehnt. Ziel war die möglichst weitgehende Wiederherstellung der Arbeitskraft, damit die Betreffenden kein Sozialfall bleiben. Selbstverständlich spielte hier der gesellschaftliche Erwartungsdruck eine gewichtige Rolle – bei gleichzeitiger Selbstwertschätzung, ein ökonomisch unabhängiger Mensch zu sein. Inzwischen ist der „Rehabilitationssport aber zu einem boomenden Markt geworden. Wo verläuft hier die Scheidelinie zwischen Kranken/Behinderten, die wieder fit für den Arbeitsmarkt gemacht werden und jenen, die im Kontext eines immer weiter um sich greifenden Ge-

sundheitsfetischs Kurse für Rückenschulung, Anti-Stress, Anti-Aging etc. belegen, um sich in der Konkurrenz um Jobs bessere Startbedingungen zu sichern?

Auch für den Leistungssport im engeren Sinne hinterlässt Wedemeyer-Kolwes Untersuchung einen ambivalenten Eindruck. Er war nach dem letzten Krieg besonders diskreditiert, zumal der Nationalsozialismus selbst bei den Kriegsversehrten noch die letzten Kräfte für die „Volksgemeinschaft" mobilisieren wollte. Es bedurfte jahrzehntelanger zäher Auseinandersetzungen, bis die Sportlerinnen und Sportler mit Behinderungen mit ihren Medaillen und Rekorden Anerkennung fanden, obwohl bis heute in der Berichterstattung viel zu sehr die Behinderung im Vordergrund steht, statt die sportliche Leistung zu würdigen.

Mit der gesellschaftlichen Aufwertung der Wettkämpfe treten aber auch die negativen Seiten des Sports wie das Doping hervor. Welche Folgen wird dies noch zeitigen, wenn in punkto Teilnahme- und Preisgelder an die Teilnehmenden genau so viel gezahlt wird wie für nichtbehinderte Sportler? Wird es zu ähnlich unguten Entwicklungen wie im allgemeinen Profisport kommen mit seinen Manipulationen, Bestechungen, Feuern von Trainern bei Nichterfolg?

Die zunehmende Gleichstellung macht auch im Leistungssport die Kategorie „Behinderung" obsolet. Wenn beispielsweise Nichtbehinderte eine Vorliebe für Rollstuhlbasketball entdecken, wird der Rollstuhl zur Wettkampfklasse unabhängig davon, ob es in einer Mannschaft auch Menschen gibt, die jenseits sportlicher Aktivität auf dieses Fortbewegungsmittel angewiesen sind. Umgekehrt werden Hilfsmittel behinderter Menschen zum Streitfall. Wedemeyer-Kolwe geht hier auf die zurzeit wohl umstrittenste Person des (Behinderten)-Sports ein: Oscar Pistorius. Der südafrikanische Läufer, der noch unstrittig ohne Beine mit Carbon-Prothesen viermal bei den Paralympics gesiegt hatte, hatte sich vor dem Internationalen Sportgerichtshof CAS die Teilnahme an den Olympischen Spielen erstritten. Erleichtert nahm die Sportwelt nun sein Ausscheiden im Halbfinale der 400-Meter-Läufe in London zur Kenntnis (siehe Die Zeit v. 9. August 2012). Was wäre passiert, wenn er eine Medaille oder gar den Sieg errungen hätte? Pistorius High-Tech-Prothesen sind durch ihre Federungen besser als organische Beine. Das sei, so die Gegner seiner Teilnahme, eine Art Techno-Doping und verletze den Grundsatz vergleichbarer Startbedingungen für alle.

Bernd Wedemeyer-Kolwes Verdienst ist es, dass sich mit seiner Darstellung dieser Problematik einige grundsätzliche Fragen anschließen, die über den Sport weit hinausgehen. Wie viel Technik darf etwa ein Mehrfachbehinderter enthalten, um noch als Mensch oder schon als Hybrid-Wesen zu gelten? Das geht dann aber über den Bereich des Sports hinaus. Angesichts der Selbstoptimierungen etwa durch Brustimplantate o. ä. ist es durchaus denkbar, wenn sich Einzelne eines oder mehrerer (nicht-)behinderter Körperglieder zu entledigen versuchen, um in den Genuss „besserer" Prothesen zu gelangen. So könnte ja die eigene Arbeitskraft im Gegensatz zu jenen mit biologischen Originalen gesteigert werden. Das klingt weit hergeholt, wenn nicht sogar verrückt. Es muss vielleicht auch nicht so kommen, sondern gänzlich anders. Das aber kann kaum beruhigen. Es wäre nicht das erste Mal, dass die Wirklichkeit die wildesten Phantasien in den Schatten gestellt hätte.

Volker van der Locht, Essen

Bernd Wedemeyer-Kolwe
Vom "Versehrtenturnen" zum Deutschen Behindertensportverband (DBS). Eine Geschichte des deutschen Behindertensports
arete Verlag Hildesheim 2011, 304 S.
ISBN 978-3-942468-02-2
Preis 15,00 EUR inkl. MwSt

Tipps

„Euthanasie"-Gedenkstätte Brandenburg/Havel eröffnet

Am 17. August 2012 fand die feierliche Eröffnung der Gedenkstätte für die Opfer der „Euthanasie"-Morde in Brandenburg/Havel statt. Obwohl hier neben Grafeneck die ersten Kranken und Behinderten zu Tode kamen, ist es der letzte Gedenkort, der der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Wer mehr wissen möchte wende sich an die

Gedenkstätte für die Opfer der Euthanasie-Morde in Brandenburg/Havel
Nicolaiplatz 28
14770 Brandenburg an der Havel
Tel. 03381-7935112
E-Mail: brandenburg@stiftung-bg.de
Internet: www.stiftung-bg.de
Öffnungszeiten:
Do + Fr 13 - 17 Uhr, Sa + So 10 - 17 Uhr
Mi + Do 9 -13 Uhr
Anfahrt:
Ab Brandenburg Hbf. Tram 1, 2 oder 6 bis Haltestelle Nicolaiplatz

Neue Kunstausstellung

Noch bis Ende November 2012 stellt **Inga Scharf da Silva** in ihrer aktuellen Einzelausstellung
„Meine Menschenbilder"
34 Bilder in der Albrechtstraße 10b in Berlin-Mitte (Nähe Friedrichstraße) aus.
Kontakt bei Frau Eichstätt,
Tel.: 030/22312-121.

Impressum

Newsletter Behindertenpolitik Nr. 49
(erscheint als Beiheftung von BIOSKOP Nr. 59)

Redaktion und Mitarbeit:
Volker van der Locht (viSdP), Erika Feyerabend, Seyedeh Manijeh Hashemi, Christian Winter

Redaktionsadresse:
Finefraustraße 19, 45134 Essen
Tel. 02 01 / 43 09 2 55
E–Mail: volkervanderlocht@t–online.de

Druck:
zeitdruck Thäns, Essen